

Klaus-Werner Stangier

Über die erlangte Erleuchtung stellt der Meister eine Bescheinigung aus

Meister Eckhart und Zen-Meister Hakuin
im Gespräch – eine Nonne mischt sich ein

Mit acht Kalligrafien von
Barbara Käppler und Ursula Werner

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2019 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern

www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Lektorat: Andreas Rode Lektoratsbüro, München

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1158-9

Inhalt

Einführung:

Warum und wie Ost und West miteinander sprechen	7
Zwei Jungen finden den Weg ins Kloster.....	13
Aus der gegenwärtigen Not verirrt in den Bunker des Ich fliehen	25
Üben als Ausweg	35
Koan, der reine Wahnsinn	47
Gott, ein Büffel?	55
Die Fülle des Nichts	63
Dharma, ein Tropfen Meerwasser genügt.....	71
Etappen bis zum Ziel, Wegmodelle – ein Weg ohne Weise	79
Gottesgeburt im Menschen – eine Erleuchtung?	101
Gott melkt man wie eine Kuh, und über die erlangte Erleuchtung stellt der Meister eine Bescheinigung aus	111
Ich.....	117

Worte	141
Hakuins Lied von der Meditation	157
Eckharts: Qui audit me (Wer mich hört).....	171

Schlussgedanken:

Interreligiöser Dialog, Christentum und Buddhismus in fern-naher Beziehung.....	187
1. Eckhart und Hakuin weisen Wege	190
2. Zielvorstellungen können motivieren	197
3. Sozialpolitische und religiöse Konsequenzen.....	200

Anmerkungen	212
Quellen- und Literaturangaben.....	219
Über den Autor	222
und die Kalligrafinnen	223

Einführung:

Warum und wie Ost und West miteinander sprechen

Die Frage nach dem Warum öffnet das Gespräch zwischen Eckhart und Hakuin mit einem Paukenschlag, man könnte auch sagen: die irritierenden Schwingungen, die die Frage auslöst, durchziehen die gesamte Unterredung. Der Drang, wissen zu wollen, warum, schafft Distanz, er macht aus dem Gesprächsthema ein Objekt, dessen Sinnhaftigkeit man untersuchen zu können meint. Die Frage nach dem Warum dient nicht dem Leben, Leben ist kein Objekt und blüht, wie Angelus Silesius formuliert, ohne Warum. Und dennoch führt die Frage mitten hinein in dieses Leben, das Begegnung ist bzw. sich in der Weise der Begegnung vollzieht. So auch im Gespräch, das Hakuin und Eckhart führen. Nach dem Warum zu fragen, kann die Türe zum Grund öffnen. Das möchte ich zeigen.

Zu dem fiktiven Gespräch der beiden gehören neben den Äußerungen der Partner auch Texte, die beide mitbringen und sich gegenseitig übergeben, damit sie im Nachhinein in Ruhe gelesen werden können. Schließlich taucht im Gespräch auch eine Nonne auf. Ihre Identität ist nicht definiert, sie ist weder Christian noch Buddhistin, sie ist eher ein Geist, der Unruhe stiftet. Sie liefert hilfreiche Beiträge, kann zuhören und fragen.

Hakuin ist durch seine Autobiografie sowie zahlreiche Zeichnungen, Briefe und Texte kein unbeschriebenes Blatt. Seine Lebenszeit liegt noch nicht so weit zurück, er starb 1768 und hat die Zen-Meditation entscheidend geprägt.

Eckhart dagegen ist als Person nur schwer greifbar. Die meisten

Daten seines Lebens lassen sich nur aus seinen Texten erschließen. Es gibt keine Bilder und keine handschriftlichen Äußerungen von ihm. Eckhart zeigt sich in seinen deutschen Predigten und Traktaten und in seinen lateinischen Werken. Wahrscheinlich ist er im Jahr 1328 in Avignon gestorben, wo er sich gegen die Anklage des Kölner Erzbischofs verteidigte.

Warum veranstaltet man solch ein Gespräch, was kann man sich davon erhoffen? Können die beiden Welten überhaupt kommunizieren? Shizuteru Ueda, ein japanischer Gelehrter, der beide Sprachspiele zu spielen weiß, spricht von der tiefen »Kluft zwischen der darstellenden deutschen Sprache und der Welt der dargestellten Sachen, die als solche zu der Welt des Japanischen gehören.«¹ Er versucht dennoch einen Brückenbau über die Kluft hinweg, über die Kluft zwischen Sprache und Sache und zwischen West und Ost, und er tut es, weil er auf den gemeinsamen Grund beider Seiten setzt, auf die gemeinsame Bodenlosigkeit des Lebens. »Um dieselbe Umwendung vom negativen Nichts zu dem absoluten Nichts geht es dem Zen-Buddhismus, dessen ›großes Sterben‹ bei Eckhart der ›radikalen Abgeschiedenheit‹ entspricht. Im ›Leben ohne Warum‹, in dieser gelebten Freiheit, sehen wir eine wesenhafte Geistes- und Lebensverwandtschaft von Meister Eckhart und Zen.«²

Ueda bewegt ständig die Wahrnehmung von Gemeinsamkeit und Unterschiedlichkeit beider Denk- und Erfahrungsweisen. So schreibt er: »Im Zen-Buddhismus, besonders auf dem Weg nach oben, auf dem Weg der Negation, ist eine weitgehende und genaue Übereinstimmung mit Eckhart zu konstatieren, was die radikal durchgeführte negative Theologie um der letzten Wirklichkeit willen und den dynamischen Zug der Steigerung sowohl hinsichtlich Gottes als auch der Seele, anbelangt. Das geht manchmal so weit, dass viele Zeilen in Predigten Eckharts ohne weiteres fast wörtliche Übersetzungen aus Zen-Texten sein könnten.«³

Neben der tiefen Gemeinsamkeit betont Ueda auch, dass die

Sprache des Zen-Buddhismus radikaler ist als die Eckharts. »Dem Zen-Buddhismus geht es um die gleiche Zusammengehörigkeit von Verneinung und Bejahung. Nur ist dieser sowohl in der Verneinung wie auch in der Bejahung radikaler als Eckhart.«⁴

Dieses Ringen bis hin zur Widersprüchlichkeit hat wohl damit zu tun, dass das Sprechen der Zen-Meister, ebenso wie das Eckharts und auch Uedas, von einer Sprachebene in die andere wechselt und auch von einer Redesituation in die andere.

Von Angelus Silesius stammt der wunderbare Text vom Blühen der Rose ohne Warum:

»Die Ros' ist ohn warumb
sie blühet weil sie blühet
Sie achtt nicht ihrer selbst
fragt nicht ob man sie sihet.«⁵

Solch einen poetischen Text sollte man nicht auf den Seziertisch legen und auseinandernehmen, als sei er eine begreifende Aussage. Ueda wendet seine Aufmerksamkeit dem Satz »Sie blühet, weil sie blühet« zu, als handele es sich um eine philosophische Aussage: »Wie steht es eigentlich mit diesem ›weil‹?«⁶ und nachdem er Heideggers 1957 erschienenes Werk »Der Satz vom Grund« herangezogen hat, kommt er zu dem Schluss: »In dem Ausdruck ›blühen, weil blühen‹ ist das Blühen schon mit dem Denken verwoben, nämlich durch den ›antwortenden Hinweis auf den Grund, den das Warum sucht‹. Es handelt sich im Grunde genommen um ein schon Gedachtes, als ob das Blühen erst im Denken als Einfaches und Reines möglich wäre.«⁷

Der Gedankengang Uedas ist nachvollziehbar, Ueda übersieht aber etwas Entscheidendes, er realisiert nicht, dass es sich bei dem Text um Poesie und nicht um eine der Ratio verpflichtete Abhandlung handelt. Betrachtet man das Gedicht als Ganzes und lässt den Text auf sich wirken, dann finden das Staunen

und die Berührung über das grundlose Blühen der Blume aus sich selbst im Innern des Betrachters Resonanz, er oder sie schwingen ein in das Gewahrwerden des eigenen Blühens ohne »Warum«.

Dazu Eckhart in der Predigt 5B: »Wer das Leben fragte tausend Jahre lang: ›Warum lebst du?‹ – könnte es antworten, es spräche nicht anders als: ›Ich lebe darum, *dass* ich lebe.‹ Das kommt daher, weil das Leben aus seinem eigenen *Grunde* lebt und aus seinem Eigenen quillt; darum lebt es ohne Warum eben darin, dass es für sich selbst lebt.«⁸

Thema des Gesprächs ist die Begegnung zweier Welten. Mit einer je eigenen Sprache formulieren Eckhart und Hakuin die Erfahrung des bodenlosen Grundes. Und der öffnet und teilt sich mit sowohl im Osten wie im Westen – und auch andernorts. Sätze, die sich »zuwinken« sind zum Beispiel:

»Die Blumen blühen, wie sie blühen.«

»Die Ros ist ohn warumb.«

»Wer ein Stück Holz im göttlichen Licht sieht,
dem erscheint es als ein Engel.«

»Stille, oh, in den Felsen dringt Zikadenstimme.«

Bernhard Welte spricht von »analogen Bewegungen des Geistes«: »In einer Zeit, in der die Kulturen mehr und mehr zusammenrücken, ist es wichtig zu sehen, dass sich solche Ursprünge ganz unabhängig voneinander gleichsam zuwinken können.«⁹ Im Vergleich von Ost und West werden Unterschiede deutlich, es kann sich aber auch ein differenzierteres und tieferes Verständnis der je eigenen Position ergeben. Die Formulierungen der anderen Seite beeinflussen immer auch die eigene Wahrnehmung und Sprechweise.

Es ist mir ein Anliegen, dass durch die Begegnung beider Wel-

ten, die notwendig eine Begegnung mit dem Fremden ist, die jeweils eigene Position zunächst einmal da sein darf, dass sie dann aber auch durch den andern in Frage gestellt wird. Sind beide Seiten dazu bereit, öffnet sich für beide am Ende eines langen Gespräches der bodenlose Grund, dann setzen sich beide dem Nichts aus. Gelingt das, können in einem weiteren Schritt neue Formen, Worte und Sätze, Laute und Gebärden entstehen und gefunden werden für das, was aus dem Nichts heraus werden will, aus einem Nichts, das als Fülle des Nichts verstanden werden darf. Der Dialog kann zu einer neuen Schöpfung führen, wenn beide Seiten sich mehr in die Wurzeln der eigenen Herkunft vertiefen.

Diese Schöpfung lässt sich in einem Buch nicht machen, sie kann aber, so meine Hoffnung, zwischen den Zeilen entstehen. So lade ich ein, Hakuin und Eckhart sowie ihrer Gesprächspartnerin zuzuhören, die sich meiner Vorstellung zufolge in Eckharts Mönchszelle getroffen haben.

Zwei Jungen finden den Weg ins Kloster

HAKUIN: Mich in einer christlichen Mönchszelle vorzufinden, hätte ich mir in jungen Jahren nicht träumen lassen. Das ist eine ganz ungewohnte Erfahrung für mich. Aber wenn ich ein wenig nachdenke, erscheint sie mir doch nicht so fremd. Mir gefällt die Einfachheit und Klarheit des kleinen Raums. Sie erinnert mich an mein eigenes Kloster Shoin-ji.

Obschon, ich muss sagen, am besten geht es mir in der Abgeschiedenheit der Natur. Irgendwo in den Bergen und Wäldern, in einer einsamen Hütte oder einer Höhle im Berg, fernab von den Menschen, nah am Rhythmus der Jahreszeiten und Tage, nah bei den Tieren, da übe ich am liebsten. In meiner Autobiografie »Wilder Efeu«¹⁰ können Sie mehr darüber lesen, wir werden noch darauf zu sprechen kommen. Das Thema Üben ist für Sie wahrscheinlich auch ein wichtiges Anliegen, oder?

ECKHART: Ich freue mich, dass Sie gekommen sind. Sie erfüllen mir einen lang gehegten Wunsch, mich mit den spirituellen Erfahrungen der Menschen im Fernen Osten zu befassen, nicht nur aus der Literatur, sondern sozusagen von Angesicht zu Angesicht. Japan war zu Ihrer Zeit – und auch lange danach noch – verschlossen. Es hat sich zurückgezogen auf die eigene Inselwelt. Ich habe von christlichen Missionaren gehört, die in Ihrer Heimat tätig waren. Handel mit Japan haben wohl vor allem die Niederländer getrieben.

Aber bevor wir uns Themen zuwenden, erzählen Sie mir doch etwas über Ihr Leben. Ich höre Ihnen lieber zu, als Ihr Buch zu lesen. Oder wollen Sie erst etwas von mir wissen?

Über meine Kindheit, meine Kindheit in Thüringen will ich Ihnen gar nicht so viel erzählen. Lediglich, dass ich aus ritterlichem Geschlecht stamme. Meine Vorfahren waren als Ritter freie Menschen, sie trugen Waffen und konnten sich ungehindert bewegen, ganz im Unterschied zu den Leibeigenen, die völlig abhängig waren von ihrer Herrschaft. Ich war ein wissbegieriger Junge und knüpfte bald Kontakt mit den Dominikanern in Erfurt. Die Klöster waren in jener Zeit die Zentren des Wissens, der Kultur und der Spiritualität. Das hat sich allerdings im Lauf meines Lebens geändert. Da die Städte durch die Handwerker und Kaufleute zunehmend an Bedeutung gewannen, zogen auch immer mehr Menschen in die Städte. Und so sammelten sich an den Kathedralschulen die Studenten und Lehrer, die Städte konnten die Handschriften bedeutender Autoren erwerben. Allmählich entstanden Universitäten. Köln, Straßburg, Paris sind für mich wichtige Orte. Ich habe an diesen Orten auch Vorlesungen und Seminare gehalten.

HAKUIN: Ich erzähle Ihnen gerne aus meinem Werdegang. Aber, wenn ich Ihnen zuhöre, merke ich schon, wie wichtig Ihnen wissenschaftliche Erkenntnis ist. Sie sprechen ganz begeistert von diesem Übergang, heraus aus den Klöstern und hinein in die Offenheit der Stadt. Da wird diskutiert und argumentiert, da glänzt der geschliffene Verstand. Ich habe Poesie und Kunst studiert und diese Künste auch mein Leben lang betrieben. Tuschkmalerei und Kalligrafie waren und sind mir geschätzte Hilfen, um den Menschen deutlich zu machen, worum es im Leben geht. Sprache ist ja meines Wissens – ich habe mich vor meiner Reise etwas kundig gemacht – für Sie ein wichtiges Thema. Sie interessieren sich auch für den Vorgang des Sprechens, des

Verstehens. Ich befürchte fast, dass Sie den Worten ein Gewicht beilegen, das diesen gar nicht zukommt. Aber zunächst einmal zu meiner Kindheit.

In meinem Geburtsort Hara, unterhalb des Fuji, hörte ich als Junge im Shogenkyo-Ji, dem lokalen Tempel, die Ansprache des Priesters Nichiren Shonin. Ich habe später darüber geschrieben: »Die Leute kamen von überall aus der Umgebung des Dorfes, um ihm zuzuhören. Sie strömten wie Wolken herbei. Ich ging mit meiner Mutter hin. Wir hörten, wie er die Qualen in jeder der Acht Brennenden Höllen bis ins kleinste Detail beschrieb. Er brachte damit jedes Knie seiner Zuhörer zum Zittern, und jede Leber war vor Angst steif gefroren. So klein ich auch war, ich machte da keine Ausnahme. Mein ganzer Körper zuckte in Todesangst. Als ich in jener Nacht zu Bett ging, war mein Geist in schrecklichem Aufruhr, trotz der Sicherheit an der Brust meiner Mutter. Die ganze Nacht lag ich wach, schluchzte fürchterlich und aus meinen Augen quollen unaufhaltsam Tränen.«¹¹

Der Hölle entkommen! Wer oder was kann mir helfen? Die Angst vor den Qualen der Hölle war für die kommenden Jahre der Motor meines Handelns. »Wenn ich ganz allein vor den brennenden Feuern der Hölle stehen würde. Was kann ich tun? Gibt es da noch einen Fluchtweg? Muss ich still sitzen bleiben und ruhig warten, bis der Tod kommt? Wenn du irgendetwas dazu weißt, dann sag mir das bitte. Ich möchte alles wissen! Hab Mitleid mit mir. Rette mich!«¹² So bedrängte ich meine Mutter. Mir wurde aber langsam klar, dass sie, obschon sie vorgab, Hilfe zu kennen, die helfende Antwort nicht wusste.

ECKHART: Das war ja eine furchtbare Angst, hatten Sie keine Möglichkeit, mit Ihrem Vater zu sprechen?

HAKUIN: Nein, ich war allein damit. Mein Vater war ein ganz pragmatischer Mann. Vielleicht wollte ich auch, so sehr ich die Angst loswerden wollte, insgeheim nicht von ihr lassen. Sie riss alle Schutzhäute durch und stellte mich von Grund auf in Frage. Die Angst war zutiefst existenziell. Ich griff zu, als die Mutter sagte: »Du musst immer die Gottheit des Kitano-Schreins verehren.«¹³ Der Kitano-Schrein ist der Gottheit des Büffels geweiht, und ich bin unter dem Zeichen des Büffels geboren, mein junges Herz war zu allem bereit. Damals stand ich jede Nacht um zwei Uhr auf, zur Stunde des Büffels, und rezitierte unter Verneigungen das Tenjin-Sutra, um den Qualen des Höllenfeuers zu entkommen. Da trat mein Vater dazwischen und kritisierte, dass ich nachts unnötig Licht brannte, außerdem brauche ich den Schlaf. Er hatte kein Verständnis für meine seelische Not.

Nach einiger Zeit ließ ich mich überzeugen, dass eine shintoistische Gottheit nicht in der Lage sei, meine spirituelle Not zu beheben. Stattdessen rezitierte ich von da an voll Hingabe das buddhistische Kannon-Sutra. Das könne mir helfen, so wurde mir versichert. Leider blieb auch das ohne Erfolg; die Angst wurde durch die Rezitation des Sutra nicht gemindert.

ECKHART: Schrecklich, was Sie da mitgemacht haben. Es erinnert mich an Predigten hier in Europa, wo eine ganze Reihe von Predigern sich fast wie in einem Wettstreit bemüht haben, durch die Schilderung der Qualen des Höllenfeuers Menschen auf den rechten Weg zu bringen. Was sie so unter dem rechten Weg verstanden. Ja, unsere Priester gingen sogar so weit, Menschen zu verbrennen, wenn sie es wagten, einen eigenen Weg zu gehen. Eine mir liebe Freundin, Margarete Porete, wurde in Paris verbrannt, weil sie die Liebe über alle Gebote und Lehrsätze der Kirche stellte.

HAKUIN: Es hat lange gedauert, bis ich die Angst loswerden konnte. Sie blieb viele Jahre der Hauptantrieb in meinem Leben. Ich erinnere mich noch gut, damals kamen Puppenspieler in die Nähe. Sie führten ein Stück auf, in dem ein Priester namens Nisshin verbrannt werden soll. Aber er verbrennt nicht, das Feuer kann ihm nicht schaden, denn er wird beschützt durch die Rezitation des Lotus-Sutra. In meinen Lebenserinnerungen habe ich davon erzählt: »Diese Geschichte machte mich nachdenklich: Einem Priester von der Qualität Nisshins sollte es auch möglich sein, den Höllenfeuern zu entkommen. Und so beschloss ich: Ich werde buddhistischer Priester. Ich werde genauso werden wie Nisshin.«¹⁴

Als ich das Puppenspiel sah, war ich vierzehn Jahre alt. Es beeindruckte mich so sehr, dass ich als Assistent von Nyoka Roshi meine Ausbildung zum Priester begann.

ECKHART: Ich kenne eine Geschichte aus alten Zeiten, die hätte auch von Puppenspielern aufgeführt werden können. Sie steht in der Bibel und erzählt, wie drei junge Männer für ihren Glauben in den Feuerofen geworfen werden. Sie weigern sich, einen Menschen als Gott anzubeten. Ihr Vertrauen auf Gott ist so groß, dass die Flammen ihnen nichts anhaben können, sie kommen unversehrt aus dem Feuerofen heraus.

HAKUIN: Sie sprechen von einem Gott, der von außen eingreift und hilft. So eine Vorstellung ist mir persönlich ganz fremd. Ich bemerke durchaus, dass die einfachen Leute dazu neigen, sich eine große Gestalt auszudenken, die mächtig und freundlich ihr Geschick beeinflusst, sie machen dann z. B. Buddha oder auch besondere Tiere, die sie faszinieren, zu Göttern – aber wie gesagt, mir ist das fremd. Wir müssen uns später einmal darüber unterhalten, was wir meinen, wenn wir von »Gott« sprechen.

Doch zurück zu meinem Lebenslauf. Ich hörte mit 18 Jahren

bei einer Versammlung von Mönchen, wie ein bekannter Lehrer, ein außerordentlicher Roshi, also ein Mensch, wie er nur alle 500 Jahre geboren wird, Opfer von Banditen geworden ist. Sie haben ihn überfallen und ausgeraubt. Die Nachricht hat mir fast den Boden unter den Füßen weggezogen, und ich fiel ins Grübeln. Wenn solch ein berühmter Priester und außerordentlicher Mensch nicht gegen Banditen geschützt ist, was ist dann mit mir? Auch darüber habe ich geschrieben: »Wie könnte dann ein gewöhnlicher Mönch wie ich hoffen, nach meinem Tod nicht in die Drei Höllen zu fallen? Erschüttert stellte ich fest, dass ein buddhistischer Mönch die nutzloseste Kreatur auf dieser Erde sein muss. Eines ist sicher, ich bin am Ende meiner spirituellen Suche angelangt. Was bin ich für ein Versager geworden!«¹⁵ So klagte ich mich selbst an.

ECKHART: Aber für Ihre spirituelle Entwicklung war es vielleicht doch eine grundlegende Erfahrung, die Ihnen neue Türen öffnen konnte. All Ihre Vorstellungen wurden zerschlagen, Sie waren desillusioniert. Ich spreche oft vom Loslassen, vom Loslassen dessen, was wir besitzen oder was uns besitzt.

HAKUIN: Damals konnte ich das so noch nicht sehen, ich habe vielmehr die Konsequenzen gezogen und bin aus dem Kloster ausgetreten. Es gab keinen Grund mehr, im Kloster zu bleiben und weiterhin als Mönch zu leben. Darum beschloss ich, Kalligrafie und Poesie zu studieren.

Wird Ihnen mein Bericht zu lang? Das alles liegt lange zurück; was damals geschah, ist vergangen. Aber ich denke, vielleicht ermutigt meine Geschichte jüngere und ältere Leute, wenn sie lesen, wie umständlich mein Weg war, wie unsicher, wie langwierig. Man braucht Geduld und Ausdauer und eine gehörige Portion Mut dazu, wenn man die Welt der Illusionen durchbrechen will.

ECKHART: Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Nein, mir wird Ihre Erzählung nicht zu lang, im Gegenteil, ich bin gespannt, wie es weiterging, wie Sie weitergegangen sind. Wenn ich das noch einschieben darf: Mir fällt eine Legende ein, die davon berichtet, wie ein Soldat es darauf anlegt, dem höchsten Herrn zu dienen. Den ersten König verließ er, weil er mitbekam, dass der Angst vor seinem Nachbarn hatte. Er trat in die Dienste des benachbarten Königs und wurde Soldat in seinem Heer. Als er einen Abend mit ihm verbrachte und die beiden sich einen gehörigen Rausch angetrunken hatten, vertraute der König ihm flüsternd und sich dabei immer wieder vergewissernd, ob jemand lauschte, an, er habe Angst vor dem Teufel und fürchte, der könne ihn schnappen und in die Hölle werfen. Der Soldat packte am kommenden Tag seinen Ranzen und machte sich wieder auf den Weg, diesmal, um den Teufel zu suchen. Ihm wollte er dienen. Er war dann längere Zeit mit ihm unterwegs, das Leben war abwechslungsreich und manchmal auch lustig. Eines Tages wanderten sie über die Landstraße, da bemerkte der Soldat, wie der Teufel ihn drängte, einen Bogen zu gehen, einen Bogen um einen Bildstock am Wegesrand. Dieser zeigte eine Darstellung der Maria mit dem Jesuskind. »Nanu«, dachte der Soldat, »sollte es da einen Größeren geben, vor dem der Teufel Angst hat?« Er winkte dem Teufel zu, verließ ihn und ging seiner Wege, bis er an einen Fluss kam.

Dort stand eine Hütte und ein Mann lebte in ihr, ein Einsiedler. Ich denke, Hakuin, Sie hätten sich dort wohl gefühlt, fernab von dem Getriebe der Menschen. Der Mann war alt geworden, er hatte sein Leben lang die Leute durch den Fluss getragen, er kannte die Furt, war in die Jahre gekommen und bat nun den Soldat: »Willst du meine Aufgabe übernehmen? Ich sehe, du bist kräftig und hast einen guten Blick aus deinem rauen Gesicht!« Der Soldat sagte zu. »Bis ich meinen neuen Herrn finde, kann ich hier aushelfen, und dann sehen wir weiter«, dachte er. So ging er tagein und tagaus durch den Fluss und trug die Leute, die

ihn darum baten, ans andere Ufer. Eines Tages kam ein Kind und bat ihn: »Bring mich rüber!« Wer ist leichter als ein Kind! Er packte es und setzte es sich auf die Schultern und ging los. Nur wurde das Kind mit jedem Schritt schwerer, er brach fast unter seiner Last zusammen. Und durchaus gewohnt, ohne Widerworte zu gehorchen, brach es doch endlich aus ihm heraus: »Ich kann nicht mehr! Wer bist du, ich kann die Last kaum tragen?« Das Kind antwortete: »Du hast deinen Schöpfer durch die Fluten getragen. Du hast ihn gesucht ohne ihn zu kennen.« Sprach's und war verschwunden, ehe sich der Soldat fassen konnte.

HAKUIN: Die Geschichte gefällt mir, gute Arbeit, die der Soldat da gemacht hat. Da taucht nur wieder eine Gestalt auf, die es eigentlich nicht braucht. Die Welt, so wie sie ist, braucht keinen Schöpfer in Gestalt eines Kindes, sie ist selbst der Schöpfer. Aber ich ahne dennoch, was die Geschichte sagen will. Während der Soldat seine Arbeit tut, konzentriert und aufmerksam, während er das Kind durch die Fluten trägt, erlangt er Erleuchtung. So könnte die Geschichte bei uns ausgehen. Aber ich begreife deutlich, wenn ich mit Ihnen zu tun habe, komme ich an Ihrem »Gott« nicht vorbei. Ich danke Ihnen, dass Sie mir die Legende von dem Soldaten erzählt haben. Sie haben recht, dass da eine Gemeinsamkeit besteht, denn auf Erleuchtung läuft meine Lebensgeschichte auch hinaus. Noch war es damals nicht so weit. Das Studium machte mir Freude, aber meine Vergangenheit ließ mich nicht los.

So beschloss ich eines Tages, mit Freunden eine Pilgerreise zu machen, die uns zu Baos Tempel führte. Von Bao habe ich einst geschrieben, dass er auch als »das Wilde Pferd von Mino« bekannt war und dass es von ihm hieß, er sei »von Natur aus hart und scharf wie ein Feuerstein, rau und rücksichtslos – einfach furchterregend. Er versprühte sein Gift an alle.«¹⁶

ECKHART: »Er versprühte sein Gift an alle«, wie kann ich das verstehen?«

HAKUIN: Gift vertilgt Unkraut, das Unkraut der verdrehten Gedanken und fantastischen Vorstellungen. Mönche, die so mutig waren, sich ihm anzuschließen und einige Zeit mit ihm lebten, machten sich kurz darauf auf und davon, ich blieb, übte Zazen, ich saß still und konzentrierte mich auf meinen Atem und verrichtete die täglichen Arbeiten. »Eines Tages hockte ich an einer Quelle und säuberte Rettich. Bao trat hinter mich und murmelte vor sich hin: ›Kranich, Kranich ... die jungen Vögel fliegen hochmütig davon, nicht wahr.‹ Und, wie ich später schrieb, ›Von da an, durch dick und dünn hindurch, hatten wir zwei uns gefunden.«¹⁷

Ich studierte Literatur, schrieb auch selbst Gedichte und fand und finde auch Anerkennung. Auch meine Tuschzeichnungen finden gute Resonanz, ich habe, glaube ich, einen guten Blick für die alltäglichen Dinge und die Menschen, so wie sie sind. Das hätte ich genießen können, ich hab es auch getan, der Zweifel aber nagte weiterhin in meinem Herzen. Und mir wurde eines Tages klar, dass auch eine Kunstfertigkeit, die die der größten Meister übersteigt, mich nicht davor bewahren würde, in den Flammen der Hölle zu leiden.

»Tieftraurig bedauerte ich die Situation, in der ich mich befand. Mein Blick landete zufällig am Ende der Veranda auf mehreren hundert alten Büchern, die dort auf einem alten Tisch zum Lüften ausgebreitet waren. In dem Augenblick, als ich sie entdeckte, stieg in mir eine unbeschreibliche Freude auf. Sofort zündete ich ein Räucherstäbchen an und rezitierte ein Sutra.«¹⁸

In der innigen Hoffnung, alle Buddhas möchten mir den Weg zeigen, streckte ich meine Hand aus und pickte blind eins der Bücher heraus. »Ich hob es mehrere Male in Vereh-

rung hoch und dann öffnete ich meine Augenlider. Ich hatte einen großen Schatz ausgewählt. Das Buch hatte den Titel: »Die Schüler anspornen, durch die Zen-Schranke hindurchzugehen!« Fast außer mir vor Freude, öffnete ich es vorsichtig und überflog die großgedruckten Wörter auf der Seite vor mir.«¹⁹

Was es heißen kann, durch die Zen-Schranke hindurchzugehen, erkläre ich Ihnen später noch.

Ich kehrte erst einmal zu Bao zurück, um mich von ihm zu verabschieden. Vor dem Aufbruch aber verbrannte ich alle mir lieb gewordenen Schriftproben, die Freunde mir geschenkt hatten, auf einer Steinplatte vor einem Grab. Auch diesen für mich so bedeutenden Augenblick habe ich in meinen Lebenserinnerungen festgehalten: »Ich sah so lange zu, bis alles von den Flammen vollkommen vernichtet war. Von da an machte ich die Schrift »Die Schüler anspornen, durch die Zen-Schranke hindurch zu gehen« zu meinem Meister. Indem ich mich erneut meiner Übung zuwandte, begann ich, mich Tag und Nacht gnadenlos anzutreiben. Da fiel ich aufgrund der harten und beständigen Anwendung meiner Übung in ein schwarzes tiefes Loch.«²⁰ Ich nahm meine Umgebung nicht mehr wahr, auf dem Weg nach Hause hatte ich den Eindruck, dass die Straße und die Bäume und nicht ich und die anderen Mönche, die mit mir unterwegs waren, sich bewegen. Und ich enttäuschte auch meine Familie, da ich nicht in der Lage war, artikuliert zu sprechen. »Sie warfen mir vor, dass ich mich in ungunstiger Weise verändert hätte, und beschimpften mich als einen »komischen Vogel.«²¹ Mein einziger Trost waren vergleichbare Berichte über meinen Zustand, und ich stellte fest, dass es mir genauso ging, wie es in den traditionellen Berichten über Erleuchtung dargestellt wird. Mein Leben war das eines Nomaden, ich war heimatlos unterwegs. Ich habe in verschiedenen Tempeln gelebt, habe darum gebeten, dort

bleiben zu dürfen, oder ich wurde eingeladen zu kommen, zu unterrichten und Vorträge zu halten. Ich habe Sutren kommentiert oder die Schriften alter Meister erläutert. Das war ein so bewegtes Leben, dass ich später notierte: »Ich kann mich gar nicht mehr an all die Tempel, Klöster und Häuser der Laien erinnern, in denen ich war.«²² Immer wieder aber habe ich mich auch in die Einsamkeit zurückgezogen, um ungestört üben zu können – auch um mich zu erholen von der Auseinandersetzung mit einer Unzahl von verantwortungslosen Priestern.